



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

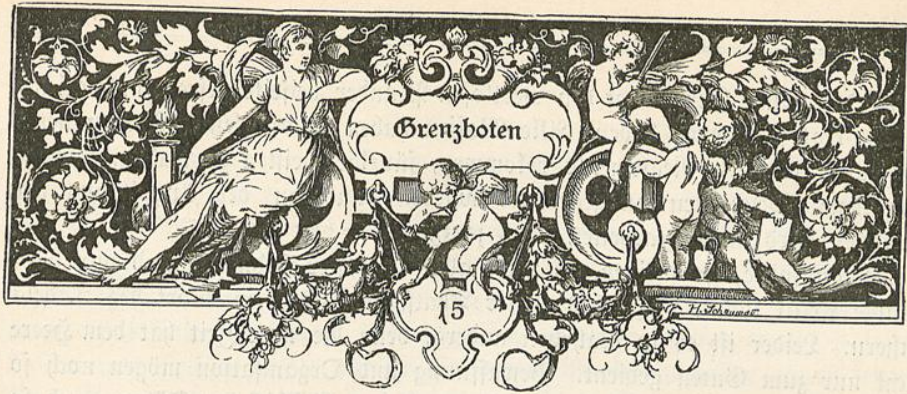
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Zeitgeist im Heere

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Zeitgeist im Heere



or kurzem führte mich mein Weg in eine kleine norddeutsche Stadt, deren Garnison einen militärischen Gedenktag feierte. Auch die Bürgerschaft schien an dem Feste lebhaft Anteil zu nehmen. Überall hingen verwaschne Flaggen aus den Fenstern, hie und da war auch ein Haus mit kargem Tannengrün geschmückt, und durch die enge, mit Menschen gefüllte Straße sah ich gerade mit klingendem Spiel die Truppen zur Parade ziehen: voran die Musik, von lustig lärmender Jugend dicht umdrängt, dann den Hauptmann hoch zu Roß, und hinter ihm, von zwei schmucken jungen Leutnants geleitet, die Fahnen. Die eine verdiente kaum noch diesen Namen; es war nur noch ein armseliges Läppchen, mit Blut bespritzt, durchlöchert und zerfetzt, aber an der Spitze trug sie das Eiserne Kreuz, und zum Gedächtnis an die große Ruhmeszeit schlang sich frisches Eichenlaub darum. Wie prunkvoll und stolz erschien daneben die zweite Fahne! Ihr leuchtendes Rot zeigte noch keinen Makel, und in schweren Falten rauschte die goldgestickte Seide in der Luft. Freilich das Kreuz und der Laubschmuck fehlten an der Spitze, aber nur wenige achteten darauf. Als die Musik verklungen und die Truppe vorüber marschiert war, kam mir der Gedanke, wie trefflich sich doch in jeder der beiden Fahnen die Zeit widerspiegelte, aus der sie stammte. Die eine, in all ihrer Einfachheit ein Zeuge der ruhmvollsten Zeit der preussischen Heeresgeschichte, die andre ein Sinnbild der neuesten glanzvollen kaiserlichen Tage.

In der That, deutlicher als in diesem Bilde kann wohl der gewaltige Umschwung nicht zur Anschauung kommen, der sich im letzten Jahrzehnt auf dem Gebiet des Heerwesens bei uns vollzogen hat. Die Zeiten, wo man die Überlieferungen um ihr selbst willen pietätvoll schonte, sind vorbei; der frische

Wind des neuen Kurses hat den wertlosen Plunder beiseite gefegt, und allenthalben regt sich neues Leben. Alle Waffen haben in den letzten Jahren neue, vorzüglich redigirte Reglements bekommen, für die meisten Verwaltungszweige sind neue Vorschriften ausgearbeitet worden, und an der Ausbildung der Truppen wird mehr gearbeitet, denn je zuvor.

Man sollte also meinen, es wäre alles in bester Ordnung, und nur böswillige Kritik könnte angeichts dieser Thatfachen noch ein Wort des Tadelns äußern. Leider ist es in Wahrheit anders, denn die neue Zeit hat dem Heere nicht nur zum Guten gedient. Bewaffnung und Organisation mögen noch so vortrefflich sein, die Zahl der Streiter und das Geschick der Führer noch so groß: den wahren Wert erhält eine Armee erst durch den Geist, der sie beseelt, denn dieser allein ist imstande, der toten Masse Leben einzuhauchen und sie vor Erstarrung zu bewahren. Mit Recht ist daher im deutschen Heere immer der größte Wert auf einen „guten Geist“ und — die Begriffe decken sich fast — auf eine gute Disziplin gelegt worden, und voll freudigen Stolzes sind wir gewohnt, die Disziplin unsrer Truppen als unerreichbar rühmen zu hören. Wenn sich nun in den letzten Jahren immer lauter und häufiger Klagen erheben, daß der Geist, der einst unsre Väter und Brüder bei Königgrätz und Sedan geleitet hat, aus dem Heere schwinde, daß ein neuer, ein schlechter an seiner Stelle aufzukommen drohe, so ist es wohl der Mühe wert, solche Klagen ernstlich zu prüfen und, wenn sie sich als berechtigt erweisen, Abhilfe zu fordern.

Es ist nicht das Eindringen der Sozialdemokratie in das Heer gemeint, wenn von dem verderblichen Einfluß des neuen Geistes die Rede ist. Die Thatfache, daß alljährlich eine ziemlich große Anzahl Sozialdemokraten in die Armee eintritt, hat nicht die große Bedeutung, die ihr vielfach beigegeben wird. Denn so lange der Soldat bei der Fahne ist, kann er sich mit den Geschäften der Partei nicht befassen — er müßte schon sehr „zielbewußt“ sein, wenn er auch nur den Zusammenhang mit ihr aufrecht erhalten wollte —, seine Stellung im Heere ist aber auch nicht bedeutend genug, ihm irgend welchen Einfluß zu sichern. Die Masse thut eben nicht, von dieser Seite droht also, wenigstens zunächst, keine Gefahr. „Der Geist einer Armee sitzt in ihren Offizieren“; man kann also von dem Wechsel in den Anschauungen und Grundsätzen eines Heeres nur dann sprechen, wenn das Offizierkorps daran beteiligt ist. Das ist aber bei uns jetzt der Fall. Allen Hindernissen zum Trotz hat der Zeitgeist auch in dem abgeschlossenen Kreis des Offizierkorps Eingang gefunden und in dieser konservativsten aller Genossenschaften eine starke Wandlung herbeigeführt.

Außerlich tritt sie am deutlichsten da zu Tage, wo der Offizier mit der Öffentlichkeit in Berührung kommt. Daß das jetzt häufiger als früher geschieht, ist allseits mit Genugthuung begrüßt worden. An Stelle der früher

so peinlich gehüteten Abgeschlossenheit, die bald in dem lächerlichsten Standesdünnkel, bald in vornehmer Zurückhaltung vor allen irgend zweifelhaften Elementen ihren Grund hatte, ist ein reger Verkehr mit den Gebildeten aller Stände getreten. Das Offizierkorps hat dadurch auch entschieden gewonnen, denn es ist vor Einseitigkeit und Kastengeist bewahrt geblieben und verdankt dem Umgang mit Andersdenkenden manche wertvolle Anregung. Aber freilich der Gefahren, die damit verbunden waren, hat es sich nicht zu erwehren gewußt. Das Entgegenkommen, das man ihm an vielen Stellen erzeigt — selbst linksliberale Rechtsanwälte werden in diesem Punkte zuweilen ihren felsenfesten Überzeugungen untreu —, hat dazu geführt, die früher so eng gezogenen Grenzen recht weit zu stecken, und besonders den jungen Offizier sieht man jetzt häufig in Kreisen verkehren, die nicht gerade als Hort der guten Sitte anzusehen sind. An die Enthüllungen des Hannoverischen Prozesses und ähnliche Sensationsgeschichten braucht man gar nicht einmal zu erinnern, es giebt wohl eitle Prozen genug, die sich rühmen können, ein paar Uniformen als Zierde ihrer Dinners erhandelt zu haben, und was ist es denn anders, das den adelstolzen Gardeleutnant zu den sybaritischen Gelagen der Tiergartenvillen führt, als die Aussicht, niedrigste materielle Gelüste befriedigen zu können? Die Freude am Genuß und geschmeichelte Eitelkeit haben ihn den Mangel an wahrer Bildung, die sittliche Fäulnis, die ihm hier entgegentritt, nur zu gern übersehen lassen, und der Luxus, der in diesen Kreisen herrscht, hat einen Hang zum Wohlleben in ihm wachgerufen, von dem die altpreussische Einfachheit nichts wußte.

Die Tage, wo der sterbende Offizier seinen Söhnen nichts hinterließ als seinen Degen, den Töchtern nichts als seine Tugenden, sind vergessen. Das heutige Geschlecht rühmt sich reellerer Werte, und der Wahlspruch „Arm, aber vornehm“ will nicht mehr passen. Das Streben, es den reichen Freunden gleich zu thun, führt zu einem Aufwande, der die oft kargen Mittel übersteigt und zum Vorgen zwingt. So kommt es, daß ein großer Teil unserer jungen Offiziere heutzutage über seine Verhältnisse lebt und in Schulden steckt, deren Tilgung dann meist der Freigebigkeit des zukünftigen Schwiegervaters vorbehalten bleibt. Ja eine reiche Heirat ist für so manchen dieser Kavaliere der letzte Rettungsanker, und man weiß nicht, ob man mehr die Gefühlsroheit beklagen soll, die den modernen Ritter das heiligste Gefühl des Herzens zur Spekulation herabwürdigen läßt, oder die blöde Eitelkeit der Eltern, die einer thörichten Eitelkeit das Glück ihres Kindes opfern. Daß dieses Kapitel eine uner schöpfliche Fundgrube für die Witzblätter bildet, läßt es dem unbefangenen Beobachter nicht minder ernst erscheinen. Auch Schlitgens satirischer Stift vermag die häßlichen Schatten von dem Bilde nicht wegzuwischen, und die landläufige Ansicht, daß der Offizier nur reich heiraten könne, trägt ebenso wenig zur Erhöhung der Achtung vor dem Stande bei, wie die freie Art, die der Leutnant

auf der Abendpromenade im Verkehr mit den Damen der Halbwelt zeigt. Ein Mönchsgelübde wird man von jungen, lebenslustigen Leuten nicht verlangen, aber es wäre doch recht wünschenswert, wenn der Offizier seine Verehrung der Venus vulgivaga etwas weniger öffentlich zur Schau trüge und mindestens die Rücksicht auf seine Uniform nähme, die jedes Studentenkorps seinen Mitgliedern zur Bedingung macht. Die Beleidigung, die er durch eine solche Vernachlässigung dem Rock des Kaisers und damit — wenn die kürzlich herumgetragene Äußerung des Monarchen wirklich zum Gesetz erhoben werden soll — dem Kaiser selbst zufügt, ist jedenfalls weit schwerer, als wenn ihn ein betrunkenes Rüpel mit wüsten Schimpfreden belästigt oder ein Gassenjunge mit Kot bespritzt.

Der Offizier sollte nicht vergessen, daß er seine bevorzugte Stellung im Staate gerade der Einfachheit seiner Sitten und der Makellosigkeit seines Charakters verdankt, daß er aber jeden Anspruch darauf verlieren muß, sobald er sich dieser Vorzüge begiebt und den Tanz um das goldne Kal mitmacht. Gerade heute, wo es die Genußsucht und der Mammondienst schon dahin gebracht haben, daß die Edelsten der Nation auf Sport- und Spielplätzen mit Gründern und Többern Verbrüderungsfeste feiern, müßte das Offizierkorps eine scharfe Scheidewand aufrichten und aller Welt zeigen, daß es dergleichen Versuchungen weit von sich weist.

Es wird nicht leicht sein und eines kräftigen Eingriffs bedürfen, um dieses Übel, das schon ziemlich weit um sich gegriffen hat, mit Erfolg zu bekämpfen; sehr viel mehr Anstrengung aber wird es kosten, die schweren Schäden zu beseitigen, die, ebenfalls unter der Einwirkung des Zeitgeistes herangewachsen, sich der äußern Wahrnehmung entziehen. Das Gefühl der Unsicherheit, das ja überall das Zeichen des neuen Kurses bildet, hat auch im Offizierkorps Platz gegriffen, die bange Sorge vor der Verantwortlichkeit hat die Lust an selbständigem Schaffen und energischem Handeln unterdrückt, statt kräftiger, mannhafter Charaktere ziehen wir unzufriedne Streber groß.

Was nützen uns unsre ausgezeichneten Reglements, wenn sie in der beschränktesten Weise ausgelegt werden? Was hilft es, daß wir in der Theorie groß sind, wenn die Praxis so unendlich weit dahinter zurück bleibt? Der freudige Eifer, durch den sich früher der Dienstbetrieb in unserm Heere auszeichnete, droht zu schwinden, und Mißmut und Unlust wollen an seine Stelle treten. Von jeher ist ja über den Dienst „räsonnirt“ worden — auch das gehört zu den alten und, wie manche behaupten, berechtigten Überlieferungen —, aber es geschah ohne Bitterkeit. Heute sehen viele in dem Vorgesetzten ihren Feind, dem sie nicht trauen dürfen und daher nach Möglichkeit aus dem Wege gehen. Und sie haben auch alle Ursache, sich dem Vorgesetzten nur im besten Lichte zu zeigen, ist er doch in Bezug auf ihr ferneres Fortkommen allmächtig. Infolge des heimlichen Konduitenwesens erfahren sie es nicht einmal, wenn

sie ungünstig beurteilt werden, und so haben sie auch gar keine Möglichkeit, ihre Fehler zu bessern. Da macht ein Oberst einem seiner Offiziere in der Konduite den Vorwurf, er zeige einen gewissen Hang zur Bequemlichkeit, und fügt hinzu, daß ein kleiner Hinweis genügen werde, eine Besserung herbeizuführen. Wie aber, wenn er diesen Hinweis nie bekommt, wenn er gar nicht erfährt, was für ein Fehler ihm zur Last gelegt wird? Muß er nicht wie aus den Wolken fallen, wenn er, der von einer langen Laufbahn geträumt hatte, eines schönen Tages die Weisung erhält, in Pension zu gehen? Warum erfährt nicht jeder Offizier alljährlich, in welcher Weise er von seinem Vorgesetzten beurteilt wird? Für den Gelobten würde das eine verdiente Anerkennung, ein Sporn zu weiteren Leistungen sein, dem Getadelten aber würde es Gelegenheit geben, entweder den Grund des Tadelns zu beseitigen oder sich beizeiten nach einer andern Lebensstellung umzusehen.

Dem Laien könnten ja nun alle diese Verhältnisse höchst gleichgiltig sein, und wir würden sie auch gar nicht hier zur Sprache bringen, wenn sie nicht gerade am meisten dazu beitragen, dem sittlichen Wert des Offizierkorps herabzudrücken. Der oft gehörte Vorwurf, daß nicht Verdienst und Tüchtigkeit allein über das Fortkommen entscheide, sondern allerlei äußerliche Dinge, kleine Gefälligkeiten, gesellige Tugenden, selbst Frauengunst und -Ungunst hemmend oder fördernd darauf einwirken könne, mag meist in persönlicher Verstimmung seinen Ursprung haben; Beweise zu bringen wird jedenfalls schwer möglich sein. Aber man sollte auch den Schein vermeiden. Eine Änderung des heutigen Konduitenwesens würde derartige Mächenschaften gänzlich ausschließen und zugleich das Treiben jener ehrenwerten Leute einschränken, die die Soldatensprache nicht allzu witzig mit dem Namen eines ehrenwerten Handwerks bezeichnet. Es ist schwer zu begreifen, zu wie niedrigen Mitteln sich äußerlich sehr vornehme Leute herabwürdigen können, wenn es den Kampf um ihr militärisches Dasein gilt. Man sollte meinen, der Erfolg müsse ausbleiben, da ja jeder Vorgesetzte auch einmal Untergebener gewesen ist und daher solches Treiben kennen und gebührend zurückweisen mußte. Gewiß, Einzelne sind darüber erhaben, aber die menschliche Eitelkeit läßt sich nur zu leicht von dem Gefühl der Macht blenden, und nur wenigen ist es gegeben, während allerwärts ihre Unfehlbarkeit mit lauten Zungen gepriesen wird, schon der traurigen Erkenntnis gefallener Größe zu denken: „Der Berg war groß, nicht ich.“

Die gefährlichen Folgen, die sich aus diesen Zuständen ergeben können, sind leicht zu begreifen. Wenn der Offizier nicht durch Tüchtigkeit allein seinen Weg zu den höhern Stellen machen kann, dann wird er sich auch schmiegen und biegen lernen, wird, wenns gefordert wird, auch einmal seine Überzeugung zum Opfer bringen. Dann wird es Brauch werden, ehe man seine Meinung ausspricht, vorsichtig zu erkunden, wie oben der Wind weht, und ein ge-

fordertes Gutachten wird auf die zuvor sorgfältig ergründete Ansicht des Fragestellers Rücksicht nehmen. Wie weit sich dieses Verfahren selbst auf richterliche Urteile — der Antrag des Auditeurs enthält ja immer das vom Gerichtsherrn schon gebilligte Urteil — ausdehnen kann, soll nicht näher erörtert werden, da ja die neue Strafprozeßordnung jetzt endlich Ereignis zu werden verspricht und jede Möglichkeit der Beeinflussung in diesem Sinne hoffentlich ausschließt. Mit steifem Nacken und einer freien Meinung hält es jedenfalls sehr schwer, als Offizier sein Glück zu machen. Im Kriege freilich, da würden solche Leute trefflich zu brauchen sein, da werden Selbständigkeit und der Mut der Verantwortung zu hohen Tugenden; aber wir leben ja in sicher behütetem Frieden, da gilt der selbständige Sinn als unbequem und gefährlich. So viel nämlich auch im militärischen Leben von Selbständigkeit die Rede ist, so wird der Soldat doch geradezu zur Anselbständigkeit erzogen, da ihm alles bis ins Kleinste vorgeschrieben wird, und es für seine Thätigkeit nur eine Norm giebt: den Willen des allmächtigen Vorgesetzten.

Es liegt auf der Hand, daß solche Verhältnisse auch die Ausbildung der Truppe aufs nachteiligste beeinflussen müssen. Kann es doch vorkommen, daß ein Oberst kurz vor Schluß des Ausbildungsjahres noch grundsätzliche Änderungen in seiner Angriffsstaktik vornimmt, weil sich der anwesende General mißliebig darüber geäußert hat, oder daß in einem Armeekorps die Bataillone nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgebildet werden müssen, je nachdem der Divisionskommandeur oder der kommandirende General die Besichtigung abhält. Und das alles zu einer Zeit, wo die Reglements ausdrücklich betonen, daß keine festen Regeln vorgeschrieben werden sollen, um der berechtigten Individualität eines jeden gebührenden Spielraum zu lassen. Nun wird ja nie ein General sagen: *Sic volo, sic jubeo* — dann müßte er nach des Kaisers Willensmeinung den Abschied erhalten —, aber der aufmerksame Beobachter erkennt bald, welche Art beliebt ist, und so werden die gelegentlich ausgesprochenen Ansichten des Gewaltigen zum Dogma, selbstverständlich nur so lange, als er an seinem Platze bleibt, um dann vielleicht gerade der entgegengesetzten Anschauung zu weichen.

Das Streben nach Anerkennung bei dem Vorgesetzten führt auch dazu, daß auf Außerlichkeiten ein zu hoher Wert gelegt wird, daß man den Schein über das Wesen stellt. Man sucht hübsche Gefechtsbilder darzustellen, alles muß gut aussehen und „klappen,“ wie der terminus technicus lautet; ob auch alles der Wirklichkeit entspricht, ob Führer und Truppe bei der Übung etwas lernen können, das kommt vielfach erst in zweiter Linie in Frage. Wie oft hört man den Vorwurf, daß eine Abteilung zwar gut ausgebildet, aber nicht gut vorgestellt sei, ohne zu bedenken, ein wie großer Unterschied doch zwischen scharfer Taktik und Revuetaktik ist!

Weit ernster als diese harmlosern Auswüchse einer langen Friedenszeit

verdient es beachtet zu werden, wenn das Streben, sich vor den Kameraden hervorzuthun und mehr als andre zu leisten, den Offizier zu Mächenschaften treibt, die man im bürgerlichen Leben als „unlautern Wettbewerb“ bezeichnen würde. In der letzten Zeit wird mit Recht bei allen Waffen auf die Schießausbildung großer Wert gelegt, und seit der Kaiser für die höchsten Leistungen besondere Auszeichnungen gestiftet hat, hat sich der Eifer, der beste zu sein, natürlich noch gesteigert. Aber in einem Stande, wo der Ehrgeiz eine so große Rolle spielt, liegt die Gefahr sehr nahe, daß da ein Schritt vom Wege gethan und dadurch ein Schade gestiftet wird, den auch die trefflichste Schießleistung nicht aufwiegt. In der That scheint sich die Versuchung als zu groß erwiesen zu haben: wie die Zeitungen seinerzeit meldeten, sind infolge des ersten Prüfungsschießens eine ganze Anzahl von Untersuchungen geführt worden, und eine kaiserliche Kabinettsordre soll das unwürdige Treiben aufs schärfste verurteilt haben. Wenn solche grobe Übertretungen möglich sind, so liegt doch die Frage nahe, wieviel wohl in dem alltäglichen Getriebe des Dienstes aus Unsicherheit und dem Streben nach Auszeichnung gesündigt wird. Wenn auch niemand auf diese kleinen Durchsteckereien und Vertuschungen achtet, so sind sie doch ein Ausfluß derselben Gesinnung und verdienen eine nicht minder harte Verurteilung.

Noch mehr Einzelheiten anzuführen würde den nicht militärischen Leser ermüden. Sehen wir uns also lieber nach Mitteln um, die geeignet sind, die gerügten Mißstände zu beseitigen.

Vor allem kommt es darauf an, daß im Offizierkorps selbst die Schäden, die der Armee anhaften, klar erkannt und schonungslos aufgedeckt werden. Daß sich hie und da schon jetzt der Geist der Kritik regt, daß eine nicht unbedeutende Zahl von Offizieren — es sind nicht die schlechtesten! — aus ihren Zweifeln kein Hehl macht, hat wenig zu bedeuten. Solange man bei festlichen Gelegenheiten immer von unbedingter Zuverlässigkeit und unwandelbarer Pflichttreue schwärmt und in gehobener Liebesmahlstimmung der echten, wahren Kameradschaft einen Lobgesang singt, läßt sich kaum auf Besserung hoffen. Es gilt, die in dem glückseligen Gefühl ihrer Unantastbarkeit sicher dahinlebenden zu überzeugen, daß ihre Pflichttreue nicht ganz so unerschütterlich ist, wie sie wähnen, daß die gepriesene Kameradschaft den Streber keineswegs hindert, im gegebenen Fall kalten Blutes über die Leichen der vielgeliebten Kameraden hinwegzuschreiten. Es gilt, ihnen zu zeigen, daß all die ehrfürchtige Bewunderung der gläubigen Menge nur den Erben einer großen Zeit gezollt wird, daß die Armee einer ernstern Regeneration bedarf, um das zu sein, wofür sie sich hält. Hat sich erst einmal diese Erkenntnis Bahn gebrochen, so ist damit auch der Boden geebnet für die notwendigen Reformen.

Hohe, freie Gesichtspunkte müssen zur Geltung kommen statt des beschränkten Horizonts, der jetzt alles Denken einengt, Ruhe und Stetigkeit im

Entschluß statt der tappenden Unsicherheit, und das ernste Streben nach bleibenden Errungenschaften muß das ängstliche Hasten nach trügerischen Eintagsersolgen wieder verdrängen. Die Individualität muß wieder zu ihrem Rechte kommen. Wer nichts weiter gelernt hat, als sich sklavisch dem Willen oder der Laune eines Vorgesetzten zu beugen, wird, wenn er vor eine große Entscheidung gestellt wird, kläglich versagen. Aus der Rumpelkammer, in deren Dunkel es jetzt versteckt ist, hole man so bald als möglich das Rüstzeug hervor, das der polternde alte Soldatenkönig einst seinem Offizierkorps geschmiedet, das niemals versagt hat und auch jetzt noch, wo es beim alten Eisen liegt, seine Wunderkraft stetig bewährt: Ehrenhaftigkeit, Pflichttreue, Entfagung.

In diesem Sinne erziehe man auch die militärische Jugend, der diese Ideale abhanden zu kommen drohen. In frühern Zeiten, als der Adel und das hohe Beamtentum allein darauf Anspruch hatten, ihre Söhne als Offiziere dienen zu lassen, war die Notwendigkeit einer besondern Erziehung minder groß; denn der Knabe wuchs schon in dem Kreise auf, in dem er später sein Leben verbringen sollte, und war bei seinem Eintritt in das Heer mit den Anschauungen des Offizierstandes fast ganz vertraut. Heute haben sich diese Verhältnisse vollständig geändert. Nur zum kleinsten Teil ergänzt sich das Offizierkorps noch in der frühern Weise, denn infolge des steten Anwachsens der Armee ist die viel beneidete Laufbahn der Gesamtheit des gebildeten Bürgertums erschlossen worden. Das frische Blut, das auf diese Weise dem Heere zufließt, ist ihm ohne Zweifel sehr förderlich, denn die jungen Leute sind im Durchschnitt begabt und — wie jeder Neuling — strebsam. Aber es fehlt ihnen die militärische Erziehung. Während der Fähnrichszeit werden sie nur notdürftig zurechtgestutzt, nachher aber hört jede Unterweisung auf; wie sich ein jeder in den neuen Verhältnissen zurechtfindet, ist seine Sache, und so lange alles glatt geht, ist das ja auch ganz schön. Wenn aber einem schwierigen Fall gegenüber der Neuling ratlos ist und, weil doch die Lage zu einer Entscheidung drängt, aus Unkenntnis den falschen Weg wählt, dann wird gar schnell über den argen Sünder der Stab gebrochen, und an die eigne Mitschuld zu glauben kommt niemand in den Sinn. Und doch ist die Gesamtheit an der That des Einzelnen nicht ganz unverantwortlich; selbst das Geschick eines Brüsenwitz entbehrt, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, trotz seiner zweifellosen Schuld nicht einer gewissen Tragik.

Warum solche Fragen hier erörtert werden? Weil es das beste Mittel ist, die Mißstände, unter denen die Armee leidet, zu beseitigen. Ohne einen äußern Anstoß, aus sich selbst heraus, würde sie schwerlich dazu schreiten; je eher sie aber mit ihrer Regeneration beginnt, desto besser. Heute steht ihr noch eine so reiche Fülle sittlicher Kraft zu Gebote, daß sie nur eines geringen Maßes von Selbsterkenntnis und Selbstzucht bedarf, um wieder zu gefunden. Später wird der Heilungsprozeß schwieriger sein.

Zum Schluß noch ein Wort. Leider hat sich bei uns der Brauch eingebürgert, daß nur von Sozialdemokraten oder etwa einem sehr freisinnigen Patrioten die Schwächen der Armee ans Licht gezogen werden. Daß ich keiner der beiden Parteien angehöre, wird der aufmerksame Leser bemerkt haben. Aber gerade weil mir das Wohl der Armee am Herzen liegt, halte ich diese öffentliche Besprechung für geboten. Aus dem Volk ist das Heer geschaffen, dem Wohl des Volkes soll es dienen, darum möge auch alles, was sein Wohl und Wehe betrifft, vor dem Volke verhandelt werden.

Für die Armee aber ist das der beste Prüfstein: so lange sie die Öffentlichkeit fürchtet, ist sie nicht auf der Stufe der Vollendung; erst wenn sie diese Scheu überwunden hat, steht sie erhaben da, denn dann hat sie eben nichts mehr zu verheimlichen.



Deutsche Kolonisation

(Schluß)



ie große Aufgabe des kommenden Jahrhunderts ist, wie sich heute auch für kurzfristige Augen mit völliger Deutlichkeit erkennen läßt, die Einbeziehung Asiens in den europäischen Kulturkreis, die Vereinigung dieser bisher getrennten Welten. Die dabei interessierten europäischen Großstaaten Rußland, England und Frankreich haben zu dieser Frage in politischer, wirtschaftlicher und strategischer Beziehung Stellung genommen, und es scheint uns, daß der Wert deutscher Kolonialstaaten wesentlich davon abhängt, in welches Verhältnis sie Deutschland zu dieser die Völkergeschichte der Erde entscheidenden Frage setzen. Das europäische Gleichgewicht ist eine schwere Errungenschaft von Jahrhunderten, es wird auch die Grundlage der weiteren Kulturfortschritte bilden, aber damit es erhalten bleibe, muß auch die politische und wirtschaftliche Ausdehnung der europäischen Kulturvölker über den Erdball annähernd im Gleichgewicht bleiben, und dieses Gleichgewicht wird auf asiatischem Boden abgewogen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Erwerb oder die Besiedlung Südbrasilien wertlos; unsre Mitbewerber im Osten würden nichts lieber sehen, als wenn wir dort unsre Kräfte ernstlich engagierten und uns dort recht tief verwickelten. Die Romanen Südamerikas aber wollen von einer autonomen deutschen Kolonie oder einer deutschen Schutzherrschaft überhaupt nichts wissen, ihre eignen Regierungen sind aber völlig verlottert und leiden derartig an Beamtenkorruption, daß in absehbarer

Grenzboten II 1897

9